

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

Die Erbschaft

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

### Die Erbschaft.



Mit der Saalmüllern stand es schlecht, ja erbärmlich ging es ihr seit etlichen Tagen. Die Lene — ihr Pflegekind, sozusagen ihre Nichte — hatte es nur nicht wahr haben wollen. Engbrüstig war die Tante ja von jeher gewesen und etwas mehr oder weniger machte da wohl keinen Unterschied. Die Alte selbst hatte immer gemeint, es käme von dem vielen Nebel her; den habe sie ihr Lebtag nicht vertragen können. „Wenn ich morgens in der Früh' aus der Thür komme und der Nebel ist da und von der Sonne ist nichts zu sehen, dann hab' ich's gleich immer auf der Brust gehabt. Es hat sich aber immer wieder gegeben.“

Diesmal aber gab es sich nicht; im Gegenteil, es wurde immer nur schlimmer — so schlimm, daß die Saalmüllern zuletzt überhaupt nicht mehr aus dem Bette konnte. Als die Hausmittel nichts halfen, ging die Lene nach Jena hinein, zu einem Herrn Professor in die Sprechstunde. Dem sagte sie alles bis aufs kleinste und bat ihn, doch einmal herauszukommen zur Saalmüllern. Solch ein Professor aber hätte viel zu thun, wollte er zu jeder Bäuerin gehen; er schickte einen seiner Gehilfen, der auch schon ein sehr gelehrter Mann ist, und der klopfte der Bäuerin Brust und Rücken sorgsam ab, meinte dann etwas von „dumpfem Ton“ und „angewachsenen Lungenzipfeln“ und schrieb schließlich was auf zum Einnehmen: ein Fläschchen mit Tropfen. Viel mehr aber, als auf die Medizin — so sagte er — käme es auf Schonung und Pflege an. „Wein muß sie trinken und was Gutes, Kräftiges essen.“

Das gefiel nun der Saalmüllern ganz und gar nicht. Was der Doktor sich nur dachte! Er meinte wohl, daß sie Not litte — sie, die reichste Frau im Drie? Wenn sie Appetit auf Eierkuchen mit Speck oder Sauerkraut mit Salzknochen oder sonst was Gutes bekam, so ließ sie sich's eben von der Lene kochen. Das Schlimme war nur das, daß sie nur etliche Bissen davon herunterbrachte; gleich blieb es ihr im Halse stecken. Das lag doch eben an der Krankheit,

daß sie so wenig aß, aber nicht daran, daß sie's nicht gönnte.

Unzufrieden war sie auch mit den Tropfen. Es war ja richtig: sie machten die Anfälle schwächer, die Bäuerin aber nicht stärker; die blieb im Bett und konnte sich nicht rühren. Freilich der Doktor hatte selbst keinen Wert auf die Tropfen gelegt. Warum hatte er dann aber nicht was Besseres verschrieben? Etwas, das mit zugriff und der Krankheit den Hals abdrehte?! —

„Hör, Lene,“ meinte die Bäuerin eines Morgens als sie gar so schwach war, „es geht nimmer, du mußt mir die Seiffarten holen, die wird's wissen, was zu thun ist.“

Die Seiffarten aber war eine gar kluge Frau, überall herum in hohem Ansehen. Sie hatte es weg und machte aus Hundsfett, Kälbermagen und noch etwas, was sie nicht verriet, eine großartige Salbe und einen Thee machte sie zurecht aus Kräutern, die sie ganz allein kannte — einen Thee, vor dem alles wegging wie es schmiert, mochte es sein, was es wollte. Obenein verstand sie auch die Kunst, Krankheiten durch bloßes Streichen mit den Händen wegzubringen.



„Seht, Bäuerin, da hat sich die Lust verjakt und kann nicht raus.“

Die Herren Doktors in der Stadt mochten freilich von ihrer Kunst nicht viel wissen; ja der Doktor Grimming in Jena hatte sie schon einmal wegen Ausrufscherei angezeigt, worauf die Seiffarten aufrichtig schweres Geld zahlen und sogar hinhin müssen. Wie sie wieder heimkam mit

dem Gefängnis, hatte sie nur immer höhnisch gelacht und dazu gemeint: „Die dumme Dohle will'n sich auf euch Bauern verstehen! 's Geld nehmen sie euch ab, aber die Krankheit nicht. Das verstehen andere Leute“ — womit sie sich selber meinte. Evidenterweise war sie selbst aber nichts weniger als gesund; sie hatte es arg mit dem „Reißen“ zu thun, mit einem bösen Reißen in den Weinen, und das war nach und nach so schlimm geworden, daß sie ein Jahr und Tag nur noch am Stöcke gehen konnte.

Die Seiffarten also kam ans Bett der kranken Saalmüllern. Sie sah die Bäuerin erst eine ganz lange Weile an und sagte kein Wort dazu, genau so, wie's ja auch die gelehrten Professoren machen. Mit ihren schwarzen, stehenden Augen schaute sie die Bäuerin an, als wollte sie ihr durch und durch durchfahren. Dann tupfte sie ihr auf die Brust und sagte: „Seht, Bäuerin, da sitzt die Krankheit. Da hat sich die Lust verjakt und kann nicht raus, drum

ist das Atmen so schwer. Zuerst muß die alte Luft heraus, und dazu werde ich einen Thee machen und den trinkt Ihr!"

"Wird der aber auch wirklich helfen?" fragte die Saalmüllern.

"Wird schon, wird schon," so beruhigte die Seiffarten.

"Mit so 'nem kleinen Übel wird die Seiffarten doch fertig werden!"

"Aber der Doktor meinte doch . . ."

"Ach was, die Doktors! Die wissen's nicht, woran die Sach' eigentlich liegt." Dann ließ sie sich eine kleine Anzahlung von zehn Mark geben und humpelte davon.

Der Lene aber, die sie bis in den Garten begleitete, um doch einmal unter vier Augen über den Fall damit ihr zu sprechen, sagte sie achselzuckend: "Das wird nie nichts, Kind. Es geht zu Ende."

Darüber erschrak die Lene aufs ärgste. Die Knie zitterten ihr, daß sie sich an dem Statetzengaum halten mußte, um nicht umzufallen.

"Aber warum haben Sie ihr denn gesagt —"

„Das ließ sie heraus — daß —"

"Daß es wieder besser wird mit ihr? Ja, was hätte es genützt, daß sie die Wahrheit hörte? Sie soll lieber denken, daß sie wieder gesund wird, da hat sie dann doch noch 'ne rechte Freude in ihren letzten Tagen."

Das klang so aufrichtig, daß man beinahe glauben konnte, die Seiffarten hätte der Kranken aus reinem Mitleid ihr nahes Ende verschwiegen, und in Wahrheit war es doch nur schöne Heldgier. Die Lene wußte das auch recht gut; aber sie schämte sich, vor dieser Frau es auszusprechen, was ihr auf den Lippen brannte. Wenn die Sache nur nicht gar so wichtig für sie gewesen wäre. Handelte es sich hier ja um ihre ganze Zukunft.

"Aber ich? Was wird aus mir? Die Tante hat ein Testament gemacht, und wenn sie nun denkt, daß sie wieder gesund wird, dann macht sie's auch nicht mehr. Und sie hat mir doch immer versprochen, daß ich das Grundstück haben soll und alles dazu, was ihr gehört."

"Ja so! Hm, hm!" meinte die weiße Seiffarten und wog den Kopf zwischen den Schultern hin und her, so daß es aussah, als ob der Perpendikel an einer Uhr auf und ab ging. "Das ist allerdings eine böse Sache. Das thut mir leid, Kindchen, sehr leid, aber sehen Sie, da kann ich nu mal nichts nicht dran ändern. Ich bring's nicht fertig, ihr den Tod zu verkündigen; ich hab' zu 'n weiches Gemüt. Sie müssen sich wegen der Erbschaft schon damit trösten, daß Sie der Tante ihre letzten Lebenstage erleichtern. Das findet einmal Gottes Lohn."

Das Mädchen seufzte: "Das ist ja alles wahr und es ist mir ja auch nicht so sehr ums Geld an sich — nur —"

"Nur — was?" fragte die Seiffarten lauend. Sprechen Sie doch, mein Herzchen."

Die Lene schüttelte den Kopf. "Lassen Sie nur — es ist ja doch nichts zu machen. Ich muß auch eht zur Tante. Guten Abend." Damit wollte sie

rasch ins Haus schlüpfen, doch die Seiffarten hielt sie zurück.

"Warten Sie noch einen Augenblick, Kindchen. Sehen Sie, ich sag't Ihnen vorhin, ich könnt's nicht übers Herz bringen, der Kranken zu sagen, daß — — na und das ist auch wahr. Aber andernteils hab' ich doch 'n Herz nicht bloß für die Saalmüllern, sondern auch für Sie. Aber seh'n Sie, ich bin 'ne arme Frau und auch schon in die Jahre, und wenn ich ihr sag', daß es mit ihr zu Ende geht, dann ist's auch zu Ende mit mir und meiner Behandlung. Und dadrum — Sie können mir das nicht übel nehmen, liebes Kind — müßt' ich's schon sicher haben, daß ich nichts verliere, — also Sie müßten mir's schriftlich geben, Herzchen, denn das Mündliche, das hat keinen Verlaß. Und nicht allzu knapp müßt's sein, denn die Zeiten sind schlecht und mein Bein dazu. Also sagen wir — hundert —"

"Keinen Pfennig bekommen Sie von mir," schrie die Lene, die jetzt erst begriff, wo die lange Rede hinaus sollte. "Wie können Sie mir so etwas nur zumuten? Ich soll es mir mit Geld von Ihnen erkaufen, daß Sie meiner armen Tante sagen —? Schämen Sie sich nicht?"

"Haben Sie denn vorher nicht selbst gemeint, ich müßt's ihr sagen?" fragte die Alte hämisch.

"Ja, aber ich dachte, Sie müßten's aus eigenem Einsehen thun. Aber für Geld! Psui! Das ist schändlich, — schändlich!"

"So, so!" gab die Seiffarten zur Erwiderung. "Das heißt, daß Sie schon den Nutzen davon haben möchten, sich aber dabei nicht die Finger verbrennen wollen. Damit nachher, wenn vielleicht Ihre Tante von dem Schrecken 'n Schaden hat, Sie ihre Hände in Unschuld waschen und sagen, ich kann nichts nicht dafür, ich hab's nicht gewollt. Nee, nee, mein Herzchen, so haben wir nicht gewett!"

Die Lene war beschämt; zwar fühlte sie, daß die Alte ihr unrecht that, aber da sie zu schwerfällig im Denken und in der Rede nicht gewandt war, kam sie sich doch wie eine rechte Sünderin vor.

Die Seiffarten, die sie fortwährend mit ihren schiefen Blicken beobachtet hatte, mochte ihr Schweigen indessen wohl zu ihren Gunsten deuten, denn sie fragte jetzt wieder mit der alten widerlichen Vertraulichkeit: "Na, nun seh'n Sie doch, Kindchen, daß ich das nich so für nichts nicht thun kann, nich wahr? Sie geben mir das Meinige?"

Jetzt fand die Lene die Sprache wieder. "Nein, nein," rief sie, "ich gebe Ihnen nichts, gar nichts und ich will auch nichts. Sie sollen der Tante nichts sagen, ich will's nicht." Damit kehrte sie sich um und lief ins Haus.

"Aber Kindchen! So hören Sie doch," rief ihr die Seiffarten nach. Doch die Lene war schon fort.

"So 'n Nickel!" schimpfte die Alte hinter ihr drein. "Wer hätt' das gedacht!" Sie war wütend über den unerwarteten Ausgang. Da sie sich aber selbst für sehr klug hielt, so dachte sie auch jetzt, sie hätte alles gut gemacht und würde zum Schluß doch

gewinnen. „Sie wird sich schon besinnen, sie muß es,“ brummte sie und stieß mit ihrem Krückstock nachdrücklich auf die Erde, gleich als meinte sie's erzwingen zu können.

Die Kranke war inzwischen über der Lene langes Ausbleiben ungeduldig geworden. „Was habt ihr noch so ewig miteinander geredet?“ fragte sie mißtraulich.

„Ich hab' mir nur von der Seiffarten Bescheid geben lassen, wie der Thee zu nehmen ist,“ erwiderte das Mädchen mit unsicherem Ton.

„Und das hat 'ne ganze halbe Stunde gedauert? Du lägst,“ schrie die Kranke, da sie sah, daß Lene rot geworden. „Du hast sie gefragt, ob sie mir die Wahrheit gesagt hat, und sie hat dir drauß erzählt, daß ich bald sterben muß. Sterben, sterben! Ich will aber nicht,“ keuchte sie, „ich —“

„Um Gottes willen, Tante,“ rief die Lene erschrocken und eilte zu der Kranken hin. „Wie kannst du so was glauben —“

„Ich seh's ja an deinem Gesicht, daß du lügst! Sag die Wahrheit — wie steht's?“

Die Lene warf sich neben dem Bett in die Knie und nahm die abgemagerten, welken Hände der aufgeregten Frau liebevoll in die ihren. „Liebe Tante,“ sagte sie freundlich, „ich will dir's ja genau erzählen, wie's war; sei doch nur ruhig. Du hast recht, ich hab' sie gefragt, da hat sie mir daselbe gesagt wie dir.“

„Und das ist die Wahrheit?“ forschte jene noch immer ängstlich. „Warum hast du mir's dann nicht gleich gesagt — von selbst? Du kannst dir doch denken, daß es mich freuen würde. Aber freilich, was eine alte kranke Frau freut, daran denkt niemand, du am allerwenigsten. Ich bin dir bloß zur Last. Und ich hab's doch anders um dich verdient. Hab' dich aus dem Giebel gezogen, dich wie mein eigen Kind gehalten und zu meiner Erbin einsetzen wollen. Aber das — das ist's ja wohl, was dir im Kopf steckt — mein Grundstück und mein Geld. Du warrest auf meinen Tod. Ich sag' dir aber eines: noch hab' ich kein Testament gemacht, das bedenke dir. Und darum —“ ein heftiger Hustenanfall, hervorgerufen durch das laute Sprechen und die Aufregung, machte ihrem Zanken vorläufig ein Ende.

Die Lene that, was in ihrer Macht lag, um das Leiden zu lindern; sie stopfte die Kissen unter den Rücken, gab der Kranken ein Tuch, mit Essig und Kampfer getränkt, zu riechen und reichte ihr auch die Tropfen, die der Doktor verschrieben. So ging unter liebevollem Bemühen der Pflegerin der Anfall allgemach wieder vorüber.

Die vielen Qualen, welche die Kranke ausgestanden, machten, daß ihre zornige Stimmung ins Gegentheil umschlug. Bald war sie ganz wehmütig geworden; sie nannte die Lene „ihr liebes, gutes Kind“ und versprach ihr fest, sie, trotz all' der bösen Worte von vorhin, ganz bestimmt zu ihrer Erbin einzusetzen.

„Laß das doch jetzt, liebe Tante,“ bat die Lene freundlich. „Du darfst nicht sprechen; es greift dich an. Versuch lieber und sieh, ob du nicht ein wenig schlafen kannst.“

Gehorsam machte die Kranke die Augen zu: „Wirst du aber auch bei mir bleiben?“ fragte sie noch ängstlich. „Wenn ich aufwach' und ich bin allein, fürcht' ich mich so.“

„Ich rühr' mich nicht aus dem Zimmer,“ beteuerte das Mädchen; doch der Saalmüllern schien das noch nicht zu genügen sie faßte nach Lenens Hand und hielt sie fest. Nach wenigen Augenblicken schon lag sie im Schlaf.

Eine geraume Weile verharrte die Lene, ohne sich zu regen, dann aber wurde ihr das Stillstehen unerträglich. Es fing an zu dunkeln, und die Gegenstände um sie her verschwammen und waren solch' seltsame, lange Schatten. Dazu war es im Zimmer so schwül, denn die Saalmüllern bildete sich ein, daß jedes Zuglütchen ihren Husten verschimmerte, und so war den ganzen Tag über nicht gelüftet worden, und doch wäre eine Stube voll frischer Luft besser gewesen als alle M' dizin. Der Geruch von Kamillenthee und Kampfer that noch ein übriges, um die ohnehin schon verdorbene Luft erst recht schlecht zu machen. Es versetzte der Lene ordentlich den Atem. Wenn sie wenigstens einen Augenblick den Kopf durchs Fenster hätte stecken dürfen, dann wäre ihr gewiß wieder leichter werden. Sie warf einen prüf'nden Blick auf die Tante. Ach, sie konnte es schon wagen, die Kranke schlief anscheinend fest. Aber wie gar so blaß sie war! In dem ungewissen Dämmerlicht sah das schmale, eingefallene Gesicht beinahe aus wie das einer Leiche. Und die Hand, o wie eisig kalt war diese!

Wenn sie am Ende schon tot war! Aus diesem irdischen Schlaf h'nübergegangen in jenen ewigen, ohne Kampf, ohne daß sie, die Lene, es gemerkt hant! Das Mädchen wurde von Grauen erfaßt; doch sie überwand sich und beugte das Ohr auf den Mund der bleichen Frau, um nach ihrem Atem zu horchen. Gott sei Dank, sie atmete, sie lebte noch. Und da murmelte sie auch im Schlaf ein paar Worte, ganz undeutlich, aber die Lene beruhigten sie doch, denn sie waren ein Zeichen des Lebens.

Sie erhob sich vorsichtig, ging auf den Rehen zum Fenster und öffnete es ein klein wenig, so daß ein schwacher frischer Lusthauch von draußen hereindrang. Wie wohl das that! Und da draußen waren auch Menschen. Dort hinten am Teich, da stand der Knecht und schöpfte mit einem Eimer Wasser, und neben der Scheune, in der das Heu aufbewahrt wurde, saßen ein paar Kinder, hielten die Köpfe zusammengesteckt und erzählten sich was; von fernem klangen ihre Stimmchen wie leises Vogelgezwitscher. Die Lene horchte begierig danach hin und fühlte, wie der Druck, der so schwer auf ihr gelegen, allgemach von ihr wich.

Sie wunderte sich jetzt selbst, wie sie nur so schredhaft hatte sein können. Aber das kam von dem Leben, das sie führte, immer allein mit der Kranken, der ewig verdrießlichen, scheltenden und jammernden Frau. Gott, was war das für ein Leben! Und wenn sie sich's überlegte, viel besser war es eigentlich

nie gewöhn-  
achte sie mit  
ber großen g  
känne nante  
per Winters  
getreten D  
Straßraum  
igen. Kau  
ng vorwärts  
gieren gehen  
betriebe nicht  
sie sich ja bi  
können. Wo  
möglichen P  
ich das her  
leben her k  
an finden E  
singend un  
sie gab es  
Abend. D  
ihr unersch  
Gefühllos  
Denn die  
liche Nicht  
wollen sich  
etwas zum  
Wetter ar  
sein, genau  
Woß in  
dann, au  
zu lachen;  
bedenke e  
ging.  
Was h  
Daher geht  
ihre Füße  
im Dorf  
aber er  
Tante  
mein  
vor mi  
und me  
ihrem  
sie auch  
Mädchen  
Im U  
gewollt,  
Wiederum  
so einig  
einer gefe  
belig das  
Witz, noch  
Wen ihm  
es ihm ni  
diese nicht  
auch gem  
wird. Ge  
treulich zu  
Wenke zu  
Wegen, da

nie gewesen. Eine richtige Kindheit und Jugend hatte sie nie gehabt. Wenn die andern Kinder auf der großen grünen Wiese, auf der die vielen Obstbäume standen, Haschens und Versteckens spielten oder zur Winterszeit sich mit ihren Handschlitten auf dem gefrorenen Dorfteich tummelten, mußte sie mit ihrem Strickstrumpf oder Nähzeug daheim bei der Tante sitzen. Kaum daß sie hie und da einmal am Sonntag vormittag ein Stündchen mit ihresgleichen spazieren gehen durfte, sein sittiam spazieren gehen und beileibe nicht laufen und rennen, denn dabei hätte sie sich ja die Kleider beschmutzen oder gar zerreißen können. Und viel besser war es dann dem erwachsenen Mädchen auch nicht geworden. Wie war ihr das Herz oft schwer gewesen, wenn sie vom Tanzboden her Fiedel und Harmonika erklingen hörte oder an Linden Sommerabenden die Burschen und Mädchen singend und plaudernd durchs Dorf ziehen sah. Für sie gab es nur Arbeit, Arbeit vom Morgen bis zum Abend. Dazu bekam sie immerfort zu hören, daß ihr unerhörte Wohlthaten zuteil würden, daß sie ein Glückselig gezogen, wie sie es nie verdient hätte. Denn die Lene war gar nicht der Saalmüllern leibliche Nichte, sondern einer Armenhüßlerin Kind, dessen sich die kinderlose Frau in dem Bedürfnis, etwas Junges um sich zu haben, nach dem Tode der Mutter angenommen. Dafür sollte sie nun dankbar sein, grenzenlos dankbar. Und doch hätte sie's als Magd tauendmal besser gehabt. Ost war sie nahe daran, auf und davon zu laufen und sich einen Dienst zu suchen; doch hielt sie davon immer wieder der Gedanke an die Erbschaft zurück, die ihr dann entging.

Was hatte sie dieser Erbschaft nicht schon alles zum Opfer gebracht: ihre Jugend, ihre Freiheit, ja sogar ihre süßesten Herzenswünsche. Denn da war einer im Dorf, bei dessen Anblick ihr Herz schneller schlug, aber er war nur ein armer Zimmermann, und die Tante sagte: „Eben drum will er nur dein Geld; wenn du ihn nimmst, bekommst du keinen Pfennig von mir.“ Und sie folgte der Tante auch wirklich und wies ihn zurück, trotzdem ihr eine Stimme in ihrem Innern sagte, daß er sie liebe und daß er sie auch lieben würde, selbst wenn sie das ärmste Mädchen unter der Sonne wäre.

Im Laufe der Zeit hatten noch viele sie zur Frau gewollt, aber alle hatte sie, jezt in vollnändiger Übereinstimmung mit der Tante, heimgeschickt. Ebenso einig waren sie beide gewesen, als zuletzt noch einer gekommen war. Er hieß Albert Rüssler und besaß das größte Grundstück im Dorfe und, wie es hieß, noch eine schwere Menge baren Geldes dazu. Von ihm meinte die Saalmüllern denn auch, daß es ihm nicht um das Erbe der Lene, sondern um diese selbst zu thun wäre. Die Lene glaube ihr das auch gern, denn der junge Rüssler gefiel ihr nicht übel. Er war ein hübscher stattlicher Bursche; vorzüglich stand ihm das Kopf nach aufwärts gedrehte blonde Schnurrbärchen und sein flottes, strammes Wesen, das er in der Militärzeit angenommen hatte.

Alle Mädchen im Dorfe waren in ihn verliebt, und es gab keine unter ihnen, die nicht glücklich gewesen wäre, würde seine Wahl auf sie gefallen sein. Schon der anderen wegen hätte sie ihn nicht ausschlagen mögen. Wie wohl die Freundinnen sie beneiden würden, wenn sie dereinst in dem schönen großen Hause als Herrin schaltete oder Sonntags an der Seite ihres Mannes, wie eine Dame gepuzt, in eigener Equipage nach Jena hineinfuhr! So war es wirklich kein Wunder, daß das Bild des armen Zimmermanns allgemach in ihrem Herzen verblasste und dafür dasjenige des reichen Nebenbuhlers immer mehr Platz gewann.

Als letzterer schließlich in aller Feierlichkeit um sie anhielt, bat sie sich zwar ein wenig Bedenkzeit aus, aber nur der Form wegen; denn bald gab sie ihm ihr Jawort. Das Verlöbniß würdenn gleich öffentlich bekannt gemacht werden sein, wenn es nicht gerade damals so schlimm um die Saalmüllern geworden wäre. So lange diese zu Zeit lag, konnte man unmöglich Verlobung feiern, und ohne ein richtiges Verlobungsfest mit Schmaus und Braus ging's doch nicht, wenn Braut und Bräutigam zwei so angesehen Leute waren wie der reiche Albert Rüssler und die Pfliegerocher der reichen Saalmüllern. So war es wenigstens die Ansicht des jungen Mannes. Die Lene sah's freilich nicht ein, warum durchaus ein Fest sein mußte, um den Bund zweier Liebenden zu besiegeln; aber sie war gewohnt zu gehorchen und so fügte sie sich in ihres Verlobten Willen. Sie tröstete sich damit, daß die Tante ja auch bald wieder gesund sein würde, und dann konnte ja die Verlobung richtig gemacht werden. Und nun mußte sie hören, daß es mit der Bäuerin zu Ende ging! Jezt legte sich's ihr mit einemmale wie eine schwere Borahnung aufs Herz, daß dieser unerwartete, frühe Tod ihr noch andere Verluste bringen möchte, als die von Geld und Gut. Sie wollte den bösen Gedanken, der ihr wie eine Sünde



Er war ein hübscher stattlicher Bursche mit Kopf nach aufwärts gedrehtem Schnurrbärchen.

gegen den Liebsten vorkam, nicht ausdenken, aber doch — doch — nein, es war ja nicht möglich, der Albert liebte sie. Sie sah es am Blick seiner Augen, wenn er sie anschaute; sie sah es an der Art, wie er mit ihr sprach, kurz an allem und jedem. Sicherlich würde er sie nicht aufgeben um des Geldes willen. Aber auch selbst dann, wenn er ihr sein Wort richtig hielt, blieb es doch entsetzlich für sie, daß sie nun mit leeren Händen in sein Haus einziehen sollte, anstatt ihm Geld und Gut zuzubringen, wie sie und er es gehofft. Sie wußte ja, wie er am Gelde hing. Ach Gott, wie war das Leben doch plötzlich so schwer geworden!

Mitten in ihrem Grübeln fuhr sie auf. Lieber Himmel! Sie hatte ihm ja versprochen, heut abend zwischen acht und neun auf den Hof, hinter die Scheune zu kommen. Über all der Aufregung hatte sie's nun vergessen. Er mochte gewiß schon lange gewartet haben und ihr sicher böse sein. Rasch noch hin! Sie warf noch einen Blick auf die ruhig schlummernde Kranke, dann huschte sie geräuschlos hinaus.

Wie sie sich's gedacht, empfing Albert Küffer sie mit heftigen Vorwürfen. Sie suchte ihn liebevoll zu beschwichtigen, doch vergebens. Wie sie so rücksichtslos sein könne, ihn so lange draußen allein stehen zu lassen, jagte er, andere Mädchen, die gar nicht einmal seine Braut wären, benähmen sich viel entgegenkommender gegen ihn, da sei z. B. die Martha Zöller, des reichen Gastwirts Tochter aus Burgau, der brauchte er nur ein Wort zu sagen, dann käme sie durch dick und dünn, wohin er sie bestellte.

Daß er gerade die Martha Zöller erwähnte, verletzte die Lene tief. Martha Zöller hatte nämlich, wie sie alle im Dorfe wußten, ein Auge auf den Albert geworfen; weshalb er denn auch stets von ihr sprach, wenn er die Lene ärgern wollte. Das Mädchen blieb aber trotzdem freundlich. Jetzt sich auch noch mit dem Albert zanken, nein, das fehlte ihr gerade. Sie fühlte ein so tiefes Bedürfnis, sich auszusprechen und von ihm sich trösten zu lassen, daß sie lieber seine Vorwürfe geduldig hinnahm, um nur endlich wieder ein gutes Wort von ihm zu hören. Zuerst erzählte sie ihm von dem Besuch der Seiffarten und von allem, was damit zusammenhing.

„Was soll nun werden, Albert?“ fragte sie dann ängstlich.

Er strich sich nachdenklich den langen blonden Schnurrbart, ließ aber keinen Laut hören.

„Denk doch, wenn sie nun stirbt, ganz plötzlich, ohne ein Testament gemacht zu haben,“ fuhr das Mädchen fort. „Sie ahnt ja nicht, daß sie stirbt.“

„So mußt du's ihr eben sagen,“ fuhr er hastig heraus.

„Ich?“ sagte sie erschrocken. „Aber Albert —“

„Nun natürlich! Wer sonst?“ Das verdammte alle Weib, die Seiffarten, dar's natürlich nicht; denn das fehlte noch, daß sie nachher bei allen Klatschbasen herumerzählt, du hättest sie dazu angestiftet. Aber du, das ist etwas anderes. Kannst ja so thun,

als hättest du es für deine Pflicht gehalten, ihr reinen Wein einzuschütten. Kannst ihr sagen, du glaubst nicht an das, was die Seiffarten gesagt, weil sie einmal so, einmal so geredet. Weil aber dadurch, daß sie und nicht ein richtiger Arzt die Tante behandelt, vielleicht etwas veräußert würde, so wollten du ihr nur die Augen öffnen über diese falsche Person; deine Pflicht sei das, und darum hättest du es gethan. Wenn du's so drehst, dann wird die Tante gar noch denken, daß du alles nur aus Liebe gethan hast.“

„Aber in Wahrheit hätte ich's ihr doch nur aus Eigennutz gesagt,“ jammerte die Lene.

„Natürlich aus Eigennutz,“ bestätigte er. „Aber wenn sie das nicht weiß, so schadet es ja nichts.“

Die Lene schüttelte entschieden den Kopf. „Nein, Albert, ich kann's nicht und ich th'u's nicht. Es wär' zu herzlos, zu undankbar von mir.“

Nun brauste er aber auf. „Zum Henker mit der Weichherzigkeit!“ rief er grob. „Die Saalmüllers stirbt so wie so. Ob sie's da weiß oder nicht, das ist gleich. Bloß aus lauter Weichmütigkeit wird einer sich doch nicht um ein Vermögen bringen. Denk nur dran, daß auch ich dabei interessiert bin.“

Da die Lene erschrocken vor ihm zurückfuhr, sah er, daß er zu weit gegangen war. Er zog jetzt andere Saiten auf. „Die Lene wisse ja thatsächlich nicht, ob die Seiffarten recht habe,“ so meinte er; „dann wäre es doch in allem Ernst ihre Pflicht, zu zur Tante zu sprechen, wie er's ihr geraten.“

„Und wenn sie nun aus Schreck darüber wirklich stirbt? Mein Lebtag würde ich nicht wieder froh werden,“ so klagte das Mädchen.

Dem jungen Manne schwebte abermals ein zorniges Wort auf den Lippen; aber er bezwang sich, um es nicht ganz mit der Lene zu verderben; es war heute nichts mit ihr zu machen. So zog er sie denn, in den üblen Eindruck von vorhin zu verwischen, in seine Arme, liebte sie und sagte ihr: „Wenn es ihr so schwer würde, seinen Rat zu befolgen, so sollte sie es lassen; sie müßten dann eben ohne der Tante Geld sich behelfen.“

Wenn die Lene nicht selbst so ganz ohne Falschheit und Verstellung gewesen wäre, so würde ihr die plötzliche Veränderung ihres Verlobten aufgefallen sein; sie würde mißtrauisch geworden sein, anstatt daß sie es beruhigt hätte. Es fiel ihr gar nicht ein, an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln; sie meinte vielmehr, daß er sich ihr zuliebe bemüht habe, seinen Verdruss über die entgangene Erbschaft zu verwinden, und sie wußte ihm im Herzen noch vielen Dank dafür.

Als die Liebenden sich trennten, schien auch die letzte Spur einer Verstimmung fort zu sein; die Lene war ihrem Bräutigam vielleicht noch nie so innerlich zu eigen gewesen, als an diesem Abend, da er ihr, nach ihrer festen Meinung, einen solchen Beweis seiner uneigennütigen Liebe gegeben.

Gerade darum aber wünschte sie nun mehr als jemals, daß er nicht auf ihr Erbe zu verzichten

brauchte; sein Edelmut mußte belohnt werden. Die ganze Nacht über zermarterte sie sich den Kopf, wie sie die Tante dazu bringen könnte, ein Testament zu machen. Endlich gegen Morgen kam ihr ein rettender Gedanke. Wenn sie zum Herrn Pfarrer ging und dem die Sache vortrug — er war ein guter und hilfreicher Mann und es gehörte zu seiner Pflicht, seinen Pfarrkindern in schwierigen Lagen beizustehen, — gewiß, er würde ihr Rat und Hilfe nicht versagen. Dieser Gedanke beruhigte sie; nun schlief sie sanft und friedlich ein.

Am nächsten Morgen war die Saalmüllern ganz gegen ihre Gewohnheit mild und freundlich. Sie hatte einen langen erquickenden Schlaf hinter sich, und dem mochte wohl ihre gute Stimmung zu danken sein. Als die Lene bald nach dem Frühstück sich anschickte, zur Seiffarten zu gehen, um den Thee von ihr abzuholen, redete die Tante ihr sogar zu, länger fortzubleiben, um die eine oder andere Freundin auf ein halbes Stündchen zu besuchen. Ein wenig Zerreuung werde ihr nach der langen Krankenpflege gut thun, meinte sie. Der Lene kam das Anerbieten gerade recht; konnte sie doch bei dieser Gelegenheit ihr Vorhaben ausführen und den Herrn Pfarrer aufsuchen. Sie that ein frisch gewaschenes blau und weiß gestreiftes Kattunkleid an, band eine zierliche weiße Schürze vor und trat wohlgenut ihren Gang an.

Sie fand den Herrn Pfarrer in seinem Arbeitszimmer, vertieft in seine nächste Sonntagspredigt. Als sie eintrat, nickte er ihr stüchtig zu, ohne aufzusehen.

„Gleich, gleich; nur einen Augenblick Geduld noch!“ Die Lene schaute sich um, ungewiß, wohin sie sich wohl setzen sollte. Alle Stühle im Zimmer waren mit dicken Büchern bedeckt bis auf einen, und gerade auf diesem lag ein großer grauer Kater, der sie mit seinen grünen Augen scharf ansah. Sie wußte es, der war der Liebling des Herrn Pfarrers und sein steter Gefährte bei der Arbeit. Aus lauter Respekt vor dem Tier scheute sie sich denn auch, es von seinem Ruheplatz zu nehmen, und begnügte sich damit, stehen zu bleiben und das Tier liebevoll zu

streicheln. Das gefiel dem Kater so wohl, daß er laut zu schnurren anfing.

„Na nun, Peter,“ meinte sein Herr aufblickend. „Ach so,“ lächelte er, „der alte Herr will dir seinen Platz nicht einräumen; dann muß ich dir schon einen andern freimachen.“ Damit erhob er sich, nahm eigenhändig die Bücher von einem der Stühle und rückte ihn für die Lene zurecht.

„Und nun, mein Kind,“ fuhr er fort, „erzähle, was dich herführt. Ich bin fertig.“ Er lehnte sich behaglich in seinen Polsterstuhl zurück, that einen langen Zug aus seiner Pfeife und nickte seinem Gaste aufmunternd zu.

Die Lene hatte sich genau zurechtgelegt, was sie dem Herrn Pfarrer sagen wollte. Daher trug sie auch ohne Stoden ihre Geschichte vor, mit allen den Sorgen und Bedenken, die sich für sie daran knüpften. Der geistliche Herr war ihren Worten aufmerksam gefolgt. Als sie geendet, rief er scheltend: „Unvernunft über Unvernunft! Unvernunft von der Saalmüllern, sich von dem quacksalbernden alten Weib behandeln zu lassen! Unvernunft, ihr Testament nicht rechtzeitig zu machen! Unvernunft von dir, das alles so gehen zu lassen und — — Na, na,“ begütigte er, da die Lene ihn erschrocken ansah, „ich mein' es nicht böse. Bist am Ende noch ein junges Ding. Warte nur, ich komme gegen Abend zu euch und werde der Tante den Kopf zurecht setzen.“



„Gleich, gleich; nur einen Augenblick Geduld noch!“

„Was wollen der Herr Pfarrer ihr denn sagen?“ stammelte die Lene erschrocken.

„Das laß nur meine Sorge sein. Brauchst keine Angst zu haben, daß ich etwas sage, was sie gegen dich in Zorn bringt. Warum will sie denn aber eigentlich kein Testament machen? Sie muß doch Gründe haben?“

„Ich weiß es nicht, ich meine, sie hat keinen bestimmten Grund; sie denkt wohl: macht sie erst ihr Testament, dann geht es ganz zu Ende mit ihr, und sie möcht' halt noch gerne leben; sie hängt so am Leben. So sucht sie es immer noch hinauszuschieben.“ „Hinauschieben!“ wiederholte der Pfarrer. „Man soll nichts hinauschieben auf den morgenden Tag, was man sich einmal vorgenommen zu thun; das

auch ohne Stoden ihre Geschichte vor, mit allen den Sorgen und Bedenken, die sich für sie daran knüpften. Der geistliche Herr war ihren Worten aufmerksam gefolgt. Als sie geendet, rief er scheltend: „Unvernunft über Unvernunft! Unvernunft von der Saalmüllern, sich von dem quacksalbernden alten Weib behandeln zu lassen! Unvernunft, ihr Testament nicht rechtzeitig zu machen! Unvernunft von dir, das alles so gehen zu lassen und — — Na, na,“ begütigte er, da die Lene ihn erschrocken ansah, „ich mein' es nicht böse. Bist am Ende noch ein junges Ding. Warte nur, ich komme gegen Abend

heißt Gott versuchen. Und du, kleines dummes Ding, daß du dir das alles so gefallen läßt! Unbegreiflich!"

"Aber was könnt' ich denn anderes thun, Herr Pfarrer?" sagte das Mädchen schüchtern.

"Klug, vernünftig, energisch sein! Na, jetzt geh heim, am Abend komm' ich. Adieu, meine Tochter!"

Damit mußte sie sich zufrieden geben. Sie ging und zwar recht bedrückten Herzens. Wenn der Herr Pfarrer sich nur darüber ausgesprochen hätte, was er der Tante sagen wollte. Sie wußte jetzt, er würde auch nichts erreichen und sie selbst vielleicht nur in neue Angelegenheiten brinaen.

Unter solchen verdrießlichen Gedanken schritt sie auf die armselige Hütte zu, welche die Seiffarten bewohnte. Zu ihrem Erstaunen fand sie die Thür verschlossen. Eine Nachbarin, die sie hatte kommen sehen, kam herbei und teilte ihr mit, daß die Alte soeben fortgegangen sei, um der Saalmüllern den Thee zu bringen. Dies trug nicht bei, der Lene die Laune zu verbessern. Der Himmel mochte wissen, was das falsche Weib zu Hause wieder für ein Unheil anrichten würde. Rasch wollte sie hingehen, um wenigstens zu hören, was die beiden miteinander sprachen.

Doch abermals kam sie zu spät; die Seiffarten war schon fort. Die Kranke dagegen war in heiterster Stimmung. Die Seiffarten, so erzählte sie, habe sie noch einmal untersucht und ihr versichert, sie wüßte jetzt ganz genau, daß sie bald gesund werde. Schon in ein paar Tagen könne sie wieder aufstehen. In dem Tone ging es immer weiter. Nichts rebete die Kranke, als nur immer von ihrer bevorstehenden Genesung und der Wunderhätigkeit der Seiffarten.

Gegen Abend kam, wie versprochen, der Pfarrer. Er sprach wohl eine Stunde lang ganz allein mit der Saalmüllern; aber als er ging, las es die Lene in seinen Mienen, daß alles vergebens gewesen war. Natürlich, sie hatte es ja auch gar nicht anders erwartet.

Bald darauf ging es mit der Kranken zusehends schlimmer und schlimmer. Sie war ein Mal ums andere am Ersticken und endlich war sie so schwach, daß sie sich nicht mehr aufrichten konnte. Trotzdem erhoffte sie baldige Besserung.

"Siehst du, Lene, es kommt genau, wie es die Seiffarten mir vorhergesagt. Jetzt wendet die Krankheit sich zum Guten, und es wird vorher noch einmal ganz schlimm, aber nur auf kurze Zeit. Das ist immer so, so sagte die Seiffarten, und man nennt's die Krisis."

Es waren die letzten zusammenhängenden Worte, die sie sprach. Sie lag fortan mit geschlossenen Augen da, ohne sich zu regen, nur ab und zu nahm sie mit der einen Hand das Bettuch zwischen Daumen und Zeigefinger und zog es mit der andern herauf und herunter. Die Lene überließ es heiß und kalt, denn sie wußte es: dies war das Ende. Wenn jemand dies unheimliche Spiel mit dem Bettuch trieb, so wie die Tante dies that, so stand der Tod nahe bevor.

In ihrer Angst schickte sie den Knecht zur Seiffarten und ließ ihr dringend sagen, nur sogleich zu kommen. Die Alte mußte es wohl ahnen, wie um die Saalmüllern stand, denn sie kam nicht; sie wäre selbst zu sehr von ihrem Reizen geplagt und konnte nicht gehen."

Die Lene lächelte bitter, als man es ihr anrichtete. Natürlich, jetzt da die Saalmüllern im Sterben lag, da war nichts mehr an ihr zu verdienen. Statt der Seiffarten kam ein anderer — der Pfarrer. Er hatte von dem bevorstehenden Tode der Bäuerin gehört und eilte jetzt herzu in der Hoffnung, sie jetzt vielleicht doch dazu zu bringen, ein Testament zu machen. Beim ersten Blick auf die Kranke erkannte er jedoch, daß es zu spät war.

"Es thut mir leid, sehr leid, mein armes Kind," sagte er, der Lene teilnahmsvoll die Wangen streichelnd, "aber ich habe dir nicht helfen können, beim besten Willen nicht. Jetzt ist es leider zu spät. Du mußt dich schon in das Unabwendbare ergeben."

Der Lene rannen die hellen Thränen über die Wangen, doch sie weinte nicht über das verlorene Hab und Gut, sondern über den Tod der Tante. In dieser Stunde, da sie sie auf immer verloren sollte, dachte sie nicht mehr an das ewige Janten und Reiten der Bäuerin. Da sagte sie sich nur, daß die Frau, die hier mit dem Tode rang, ihr eine Mutter gewesen, wenn auch eine recht strenge Mutter, daß sie es war, die sie als kleines Kind dem Sten entrissen und ihre Jugend behütet hatte. In ihrer rauhen Art hatte sie sie wohl auch lieb gehabt, und daß sie schließlich nicht für ihre Zukunft sorgte, das war doch im Grunde nur halb ihre Schuld.

Der Pfarrer sprach noch den Segen über die Tote, fügte die schluchzende Lene auf die Stirne und ging dann, mit dem Versprechen, am morgenden Tag wiederkehren zu wollen, um mit der Lene zu besprechen, was nun weiter zu thun sei.

Am nächsten Morgen ganz früh schon klopfte es an die Thür der großen Stube und zu der Lene großem Erstaunen trat der Ernst Weber ein. Er hatte ihn, seitdem er vor nun bald Jahresfrist mit einem Korbe von ihr heimgeschickt worden, nicht wieder gesehen und wußte daher gar nicht recht, wie sie sich ihm gegenüber benehmen sollte. Er zerkreuzte ihn Verlegenheit aber, indem er mit ausgestreckter Hand rasch auf sie zutrat, gleich als ob nichts zwischen ihnen läge.

"Ich hab' gehört, daß die Tante gestorben ist," sagte er, "und wollte dich nur fragen, ob ich oder meine Mutter dir nicht irgend einen Gefallen thun können?"

Das klang sehr kurz und einfach, im Ton der Stimme aber lag volle Teilnahme.

"Ich danke dir," erwiderte sie herzlich. Es ist sehr freundlich von dir, daß du kommst, aber da ist nichts zu heilen. Der Herr Pfarrer kommt nachher, der wird alles anordnen, was zu thun ist."

"Der Herr Pfarrer?" sagte er überrascht. "Und dein —" er stockte und sah vertiegt vor sich nieder.

Oberbar- gen? war, daß vielleicht n für darf stand mit malte sich bet Schme den Tod l allelei da sich polare Wenn das darfte er für ihn m Er wüß Es war il so wacke geworden stand er Ich n gehen" Vergeß daß ich d zeit bereit, was auch Er rüß hat güt, gut sagt sie do mir t nicht" "Ich nachgucken thut, ne müß an aus." nos b rasch. war er Die! hinter lange natürlich mit je traufigen der dra Gesichte ihm an: Die angerebe bei an z zwischen jendenulls der Zust thut. D felt, daß für mögl Küster E sie wieder aber wa

Offenbar hatte er sagen wollen „und dein Bräutigam?“ Da es ihm aber noch rechtzeitig eingefallen war, daß der Lene diese Erwähnung des Albert Müßler vielleicht nicht angenehm sein möchte, so schwieg er. Er warf verstohlen einen Blick auf die Lene. Sie stand mit gesenkten Augen da, und auf ihrem Antlitze malte sich ein Ausdruck halb der Bejahung, halb des Schmerzes, der nicht allein von der Trauer um den Tod der Tante herrühren konnte. Ihm ging allerlei durch den Kopf, was er gehört und was er sich zusammengereimt. So also stand es! Hm! Wenn das aber war, dann — — Ach was, daran durfte er jetzt noch nicht denken und überhaupt — für ihn war das ja schließlich gleich.

Er wischte sich mit dem Tuch über die Stirn. Es war ihm plötzlich so merkwürdig heiß geworden. Dann stand er auf.

„Ich muß jetzt wohl gehen,“ meinte er. „Vergiß nur nicht, daß ich da bin, allezeit bereit, zu helfen, was auch kommt.“

Sie reichte ihm die Hand „Du bist ein guter, guter Mensch,“ sagte sie leise; „daß du mir nichts nachträgst.“

„Ach, was ist da nachzutragen? Jeder thut, was er thun muß aus sich heraus.“ Es klang etwas heiser, beinahe rauh. Im Umsehen war er draußen.

Die Lene trat ans Fenster und sah ihm lange nach. Wie stilllich er ausschaute mit seiner großen kräftigen Figur, und

der braunhaarige Kopf mit dem ernstesten gutmütigen Gesichte saß ihm fest auf den Schultern. Man sah es ihm an: das war ein Mann, der wußte, was er wollte.

Wie seltsam, daß er sie gleich wieder mit „du“ anredete. Freilich, sie hatten einander ja von Kindheit an geküßt; aber immerhin — nach dem, was zwischen ihnen vorgefallen war, da — — Nun jedenfalls hatte sie's geübt; es gab ihr ein Gefühl der Zugehörigkeit zu ihm, das ihr sonderlich wohl that. Doch keine Hilfe annehmen? Sie erschraf fast, daß sie das auch nur einen Augenblick lang für möglich halten können. Sie, des Albert Müßler Braut. Denn sie war und blieb doch Braut; sie wiederholte sich das zum so und sovieltenmale; aber wo blieb der Albert nur?

In fieberhafter Spannung wartete sie auf sein Erscheinen. Jedesmal, wenn die Hausthür ging, dachte sie: „Das ist er,“ aber immer vergebens.

Einen Tag vor dem Begräbniß langte auch der glückliche Erbe der Saalmüllern an. Einer aus dem Dorie mußte es ihm wohl geschrieben haben, wie alles stand. Er säumte nicht, von der Hinterlassenschaft Besitz zu ergreifen, noch bevor er eine gerichtliche Zustellung erhalten. Es war ein entfernter Vetter der Verstorbenen, den sie kaum kannte, ein reicher Kaufmann aus Elbing. Er trat gleich von vornherein ganz als Herr auf, kommandierte die Dienleute und behandelte die Lene sehr von oben herab, als hätte sie unverdient hier das Gnadenbrot geessen.

Die Lene ließ sich alles geduldig gefallen, nur als er einmal darüber schalt, daß sie das Begräbniß mit dem, was drum und dran hing, eienmächtig angeordnet, da ließ ihr die Galle über: „Wer denn, als sie hätte dafür sorgen sollen?“ fragte sie scharf. „Sie wäre wie das leibliche Kind der Verstorbenen gewesen, wofür schon der Umstand, daß sie niemals einen Pfennig Lohn erhalten, den Beweis lieferte; da wäre es doch ihre Pflicht, wenigstens Sorge zu tragen, daß sie ein anständiges Begräbniß erhielt. So lange die Tante nicht unter der Erde sei, behielte sie, die Lene, in ihrem Hause



Er gestreute ihre Verlegenheit a'er, indem er mit ausgestreckter Hand rufte auf sie zutrat.

auch die Stellung, die ihr die Tote bei Lebzeiten gegeben und die sie ihr auch fernerhin zugedacht.“

Der Mann sah sie böß an und die kleinen Augen in seinem finstern roten Gesichte funkelten tückisch.

„Was sie damit sagen wollte?“ brummte er. „Welche Stellung seine selige Base ihr zugedacht, das gehe klar daraus hervor, daß sie ohne Testament gestorben. Wie es selbstverständlich sei, habe sie ihn stets als ihren Erben betrachtet; nach ihrem Willen sei er hier der Herr, und niemand habe hier zu befehlen als er. Was die Wamsell sei, so verlasse die morgenden Tages gleich nach dem Begräbniß das Haus. Ihre Sachen könne sie vorher forschaffen. Er wolle aber dabei sein, um zu sehen, daß bloß ihr Zeug allein rufame.“

Das war der Lene zuviel. Die Hände auf die Brust pressend, rief sie: „Gut, dann will ich gleich gehen, noch in dieser Stunde. Ich hab' gemeint, es wäre meine Pflicht, auszuharren, so lange die Leiche noch im Hause ist, aber nun — nun geh' ich. Sie wird's mir verzeihen. Und von meinen Sachen will ich nichts mitnehmen, als was ich auf dem Leibe habe. Alles übrige schenke ich Ihnen.“

Jetzt schien es dem Mann doch, als ob er sich von seinem Hochmut und seiner Habsucht zu weit hätte hinreisen lassen. Wenn diese rabiate Person ihren Voratz wirklich ausführte, so konnte das seinem guten Rufe schaden. Auf den hielt er aber; er hatte sich's durch reichliche Spenden bei öffentlichen Sammlungen immer angelegen sein lassen, für einen wohlthätigen und guten Mann zu gelten. „Hoho!“ jagte er würdevoll, „schelten läßt sich ein Christian Saalmüller nicht. Was du durch die Güte meiner Base besitzt, magst du behalten: Ich will sogar noch ein übriges thun und ein Zehnmarkstück dazulegen, von dem du leben kannst, bis du ein Unterkommen gefunden.“

Die Lene würdigte ihn keiner Antwort. Sie drehte sich kurz um und ging gerade aufgerichtet zur Thüre hinaus und nach dem Zimmer, in dem die Leiche aufgebahrt lag. Neben dem Sarge warf sie sich nieder und küßte die kalten Hände.

„Tante,“ schluchzte sie, „Tante, vergieb, daß ich dich verlasse, — du weißt, ich kann nicht anders. Hab Dank für alles Gute, das du mir gethan, und verzeih, wenn ich dich einmal gekränkt.“

Dann erhob sie sich, zog aus dem Strauß, der auf der Brust der Toten lag, ein Zweiglein und schob es in ihren Busen. Draußen in dem kleinen Garten stand sie still und blickte nach den von der Abendsonne rot beleuchteten Fenstern hin. Das eine, an welchem sie immer mit ihrem Strickzeug gefessen, wurde von den Zweigen eines Zwetschgenbaumes voll blauer, reifer Früchte tief beschattet. Das Einkochen der Zwetschgen war sonst ihr Amt gewesen; sie pflegte sie mit einigen Quitten und geriebener Apfelsinenschale zu vermischen, und die Tante hatte immer behauptet, daß ihr kein Zwetschgenmus so gut munde, als das, welches die Lene bereitete. Wer würde nach ihr wohl jetzt das Mus kochen? Wer hinter jenem Fenster sitzen? Die Augen gingen ihr über; der Abschied war doch schwerer, als sie sich's gedacht. Wenn es auch nicht immer eine freundliche Heimat gewesen, die dies Haus ihr geboten, eine Heimat war es doch; ein schützendes Dach über dem Kopf, ein

Bett, drin zu schlafen und ein reichlich gedeckter Tisch! Wo würde sie das alles jetzt finden?

Auf den Beeten, die vom Hause ab geradlinig bis zur Gartenthür liefen, blühten buntsfarbige Kiern und hochbuschiger Phlox. Sie hatte sie alle gepflanzt, jeden Morgen und Abend begossen und sich über ihr Wachstum gefreut. „Adieu, adieu,“ stammelte sie. Sie mochte nichts mehr sehen. Sie verhüllte ihr Gesicht mit der Schürze und lief rasch den Gang hinab; sie riß die zugeklinte Gartenpforte auf und stürmte vorwärts. Schon ein ganzes Ende enger, hörte sie, wie sie krachend zuslog. Es ging ihr wie ein Niz durch die Brust; nun fühlte sie, daß sie von allem, was sie hinter sich ließ, getrennt war, getrennt auf immer.

Wie sie so vorwärts rannte, nicht rechts noch links sehend, wäre sie beinahe mit einem Manne zusammengestoßen, der des Weges kam. „Hallo,“ rief er, „was soll das bedeuten?“

Die Lene sah auf, es war der Albert Ruffer, der vor ihr stand. Ach so, der!

Den hatte sie in den letzten Stunden wirklich ganz vergessen. Aber gut, daß sie ihn traf, sie mußte doch mit ihm zu Ende kommen, und dazu war es gerade der richtige Augenblick.

Der Albert seitens war sehr erschrocken über die Begegnung. Am liebsten war er an der Lene vorbeigegangen; da das aber doch nicht gut ging, so mußte er schon wohl oder übel standhalten.

„Ich wollte eben zu dir gehen,“ begann er etwas verlegen, „ich wäre auch schon längst bei dir gewesen, wenn nicht —“

„Was wolltest du bei mir?“ warf sie kurz dazwischen. Sie wußte ja, daß er log.

„Wie du fragst!“ sagte er mit dummem Lächeln. „Wenn man ein Liebespaar ist —“

Sie unterbrach ihn abermals. „Ein Liebespaar? Ein Bräutigam, willst du wohl sagen. Du verlobtest dich mit mir, weil du meinst, eine reiche Frau an mir zu bekommen, und ich freilich — ich that's, weil ich mir einbildete, dich zu lieben.“

Die letzten Worte gaben dem Albert seine Sicherheit zurück. Gott sei Dank, nun war er wieder im Vorteil ihr gegenüber, nun konnte er ordentlich auftrumpfen.

„Einbildete?“ fragte er. „Dann ist es also doch wahr, was ich noch immer nicht glauben wollte. Dann haben die Leute doch recht, wenn sie sagen, du hättest mir dein Jawort nur gegeben, weil's die Tante wollte; im stillen hättest du aber stets zum Zimmermann Weber gehalten. Na und das ist auch der



Neben dem Sarge warf sie sich nieder und küßte die kalten Hände.

Grund, warum ich noch nicht bei dir war, denn Anständigkeit und Sitte verlange ich doch wenigstens, wenn ich eine nehmen soll, der nichts als das Hemd auf dem Leibe gehört. Aber arm und lieberlich, das ist 'n bißchen viel auf einmal."

Die Lene sah ihm starr ins Gesicht. „Du bist ein von Grund aus verdorbener Mensch, Albert," sagte sie langsam und ganz ruhig. Dann kehrte sie ihm den Rücken und ging hastig weiter. „Wie schlecht die Menschen doch sind!" dachte sie. Sie hatte einen unendlichen Ekel vor der ganzen Welt. Wenn sie sich doch hätte verkriechen können in irgend einen verborgenen dunklen Winkel, um niemals wieder zum Vorschein zu kommen. Die Katholischen, die hatten es doch gut. Wenn denen die schlechte Welt das ganze Leben zerbrochen hatte, dann gingen sie ins Kloster. Das nahm sie auf, ob sie reich oder arm waren; hinter feinen dunklen Mauern brauchten sie nichts mehr von dem zu sehen, was draußen vorging; dort waren sie wohlgeborgen vor allem Leid, dort konnten sie ausruhen, wie im Grabe. Wie mußte das doch wohlthun! Gerade wie einem müden kranken Kinde, wenn es sich ins weiche warme Bett legt und Mutterhände die Vorhänge zuziehen, damit es recht ruhig schlafen könnte. —

Da ertönte in ihrer Nähe Orgelklang. Sie befand sich vor der Kirche. Durch die bunten Glasscheiben der Fenster fiel gedämpftes Licht, denn es war Mittwoch und da wurde wie sonst an diesem Tage Gottesdienst gehalten. „Wozu brauchte man eigentlich das Kloster? Unser Herr Jesus sprach ja zu allen Menschen: Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid! Wenn sie ihr Leid in seine Hand legte und sich ganz in den Glauben und das Vertrauen zu ihm einhüllte, wie in einen dicken Mantel, dann würde sie auch nichts mehr von der Schlechtigkeit der Welt sehen und, wenn auch mitten drin in ihr, doch wie hinter schützenden Klostermauern leben."

Ohne sich viel zu besinnen, trat sie ein und stellte sich hinter eine Säule. Nicht weit von ihr saß allein auf einer Bank ein dürftig gekleidetes Weib mit verkrüppelten Gliedern. Die Lene kannte sie wohl, es war eine Ortsarme, der sie im Auftrage der Tante häufig Überreste vom Tisch und abgeraene Kleidungsstücke gebracht. Als sie das letzte Mal bei ihr

gewesen, hatte sie gesagt: „Ich bin ja so dankbar, daß der liebe Gott so gut zu mir ist und mich nicht verhungern läßt, aber wie viel lieber möcht' ich doch arbeiten!"

Das kam der Lene jetzt ins Gedächtnis. „Die Frau ist doch noch schlimmer dran als ich," dachte sie. „Ich bin auch arm, aber ich habe ja meine gesunden Glieder." Es gab also doch noch größeres Unglück in der Welt als das ihre. Sie hatte früher viel Wohlthätigkeit geübt, weil die Tante sie's geheißt und weil es zum Gutsein gehörte; aber ihr Herz war eigentlich nicht recht dabei gewesen. Jetzt aber, da sie am eigenen Unglück gelernt hatte, überkam sie plötzlich ein ungeheures Mitleid mit all den ungezählten Schmerzbeladenen auf Erden. „Wenn es mir noch einmal besser gehen sollte, dann will ich helfen, wo ich kann und anders als früher," so gelobte sie sich.

Inzwischen war der Gottesdienst zu Ende gegangen und sie mußte wieder fort von hier, wo sie für eine kurze Weile eine Zuflucht gefunden. Gelehrt ging sie durch die Thüre und stellte sich draußen in eine Nische, um von niemand gesehen zu werden. Dort wollte sie bleiben, bis die Leute vorbei waren.

Als der Pfarrer an ihr vorbeikam, bemerkte er sie aber doch. „Lene," rief er stillstehend, „was machst du da? Was ist denn passiert?"

Nun erzählte die Lene ihm in fliegenden Worten die Erlebnisse der letzten Stunden.

Der Geistliche schüttelte wiederholt ärgerlich den Kopf. „Und was nun?" fragte er, als sie geendet.

„Die Menschen sind schlecht, Herr Pfarrer," entgegnete die Lene kläglich.

„Schlecht!" wiederholte er in strafendem Tone. „Die Menschen sind gar nicht schlecht, man muß nur nicht gleich so radikal sein. Aber es giebt Leute, die unserm lieben Herrgott gleich seine ganze schöne Erde verbrennen möchten, wenn ihnen ein Feld verpagelt ist. Kennst du solche Leute, Lene?"

Das Mädchen sah halb beschämt, halb trozig vor sich nieder. „Ja, aber —"

„Da giebt's gar kein Aber," schalt er. „Ist das ein Unsinn, dem alten Prosen alle Sachen zu schenken, und Hals über Kopf fortzulaufen. Ich hätte schon mit ihm geredet und alles zu deinem Vortheil gewendet. Wollte bloß das Begräbniß abwarten. Na, da ist nun nichts mehr zu machen."



Ohne sich viel zu besinnen, trat sie ein und stellte sich hinter eine Säule.

übrigens in der andern Geschichte, ich meine mit dem Küffer — da sei nur froh, daß die Sache ein Ende hat. Die Partie hat mir nie recht gefallen. Und nun," fuhr er fort, "komm, damit wir meine Frau nicht länger mit dem Abendessen warten lassen. Sie muß ja doch auch noch ein Zimmer für dich zurecht machen."

Die Lene sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an. "Für mich?" stotterte sie. Sie war ordentlich erschrocken.

"Na, was dachtest du dir denn?" fragte der Pfarrer. "Das versteht sich doch von selbst, daß du bei uns bleibst, bis sich etwas für dich gefunden hat. Es wird ja wohl bald alles in Richtigkeit sein, aber ein paar Wochen —" er brach kurz ab.

Die Lene fragte nicht, was wohl bald in Richtigkeit sein würde; sie mußte es wohl ohnedies wissen, denn sie wurde blutrot. Eine rasche Erwiderung schwebte ihr auf den Lippen, aber sie unterbrückte sie. "Wie gut Sie sind, Herr Pfarrer," sagte sie leise, "aber ich kann es doch eigentlich nicht annehmen, daß Sie —"

"Nach bloß keine Redensarten," unterbrach er sie. "Und wenn das Fräulein Prinzessin zu stolz ist, Gefälligkeiten anzunehmen, kannst dich ja nützlich machen. Meine Frau hat einen ganzen Berg zerrissener Hosen von den Jungens, die Narngen müssen zu viel Haare bekommen, da gehen dann diese Kleidungsstücke schnell entzwei. Siehst du, ich will dir gar nichts schenken."

Dem Mädchen standen die Thränen in den Augen; es war ihr so weich und gerührt zu Mut.

Im Pfarrhause angekommen, verständigte der Pfarrer seine Frau rasch davon, daß die Lene vorderhand da bliebe. Die Pfarrerin, eine rundliche kleine Frau von freundlichem, allzeit geschäftigem

Weise, fand es ganz in der Ordnung, daß ihr Mann die Lene mitbrachte. Das Mädchen wurde gleich wie ein lieber Gast behandelt, sie mußte am Tische mit der Familie mitessen, und alle, die Jungen mit inbegriffen, weitersetzten darin, ihr Liebes zu erweisen und sie zu erheitern. Sie mußte zuerst gar nicht, wie ihr geschah. Eben noch war sie so kreuzunglücklich gewesen und hatte gemeint, die ganze Welt stoße sie aus, und nun mit einemmale saß sie in diesem Kreise guter Menschen, die so hoch über ihr standen und doch liebevoll für sie sorgten. Ja, sie war doch wohl zu früh verzweifelt, sie hatte eben nicht das rechte Gottvertrauen gehabt. Und die Menschen

waren auch nicht schlecht, der Herr Pfarrer hatte ganz recht.

Am Nachmittage wurde die Saalmüllern begraben. Es war ein großartiges Begräbniß. Das ganze Dorf und auch viele aus den Nachbardörfern waren gekommen, um der verstorbenen reichen Bäuerin die letzte Ehre zu erweisen. Der Pfarrer hielt eine schöne Rede, die alle Leidragenden tief bewegte. Nur dem Herrn Weber gefiel die Rede nicht, denn einmal nannte der Pfarrer von trauernden Hinterbliebenen der Saalmüllern nur allein die Lene, und das andere



„So thut es dir wohl doch noch leid um die entgang'ne Erbf. ast?“

Mal sagte er, nachdem er auf die Unsicherheit des menschlichen Lebens hingewiesen, dieser Fall lehre wieder einmal so recht, wie sehr es eines jeden Pflicht sei, sein Haus beizeiten zu besetzen, damit der Tod ihn nicht überreife, bevor es geschehen. Wie schön hätte der Verstorbene ihr Gutes sein müssen, wenn sie in ihren letzten Augenblicken sich vergewärtigt, daß sie das Kind ihres Herzens, das ihr gewesen wie eine leibliche Tochter, unverjorgt in tiefster Armut zurückließ, und dies allein durch ihr Veräumnis, weil sie in kurzfristiger Hoffnung ein langes Leben die Ausübung eines längst beschlossenen Schrittes verzögert habe! —

Auf die am Grabe Verjammelten machte diese Stelle großen Eindruck. Einige wenige von ihnen, die sich für besonders gebildet hielten, meinten zwar, es wäre nicht passend von einem Geistlichen, in einer Leichenrede allzuviel „Persönliches“ zu erwähnen, zumal wenn es einen Tadel für die Verstorbene in sich schloße; die überwiegende Mehrzahl jedoch fand es sehr brav von dem Pfarrer, daß er der Lene den Bart hielt. Alle zusammen aber traten nach Schluß der

Feierlichkeit zu ihr heran und sagten ihr herzlichste Worte der Teilnahme.

Als der Menschengewirr sich verzogen hatte und der Herr Pfarrer mit der Lene nach Hause gehen wollte, stand plötzlich Ernst Weber vor ihr. Er reichte ihr stumm die Hand und öffnete ein paar mal die Lippen, als ob er etwas sagen wollte, aber er sagte nichts; schließlich kam es doch heraus, was ihm auf dem Herzen lag: „Jetzt kommst du aber doch bald einmal zu mei' er Mutter, nicht wahr?“ fragte er zaghaft. „Nun, da du nicht mehr die Braut des Küffer bist, verzeih —“ unterbrach er sich in bittem Tone — „daß ich das erwähne, aber ich

hu's nur, weiß es doch dabrum war, daß du  
uor nicht kommen wouest."

Das Mädchen schwieg einen Augenblick, dann  
ob sie die Augen zu hm auf und sah ihn seit  
n. "Ich komme," entgegnete sie leise.

Er wollte noch etwas sagen, aber sie winkte  
m abwehrend mit der Hand und trat zu dem  
farrer, der abseits gestanden, um das Ge-  
räch der beiden nicht zu hören.

Dann schritt sie an des Geistlichen Seite  
m Pfarrhaus zu — — — — —

Ein wenig über ein halbes Jahr war ver-  
offen, seit man die Saalmüllern zu Grabe  
etragen. In dem Garten vor des Zimmer-  
ann's Weber Häuschen blühten die Kirsch- und  
flaumenbäume in aller Pracht. Auf den  
hmalen Beeren, die nach der Straßenseite hin-  
uß lagen, prangten scharlachroie Tulpen, gelbe  
Laraciffen und himmelblaue eberblümchen, und  
uf dem Rasenplatz hinter dem Hause streckten  
wischen Grashalmen, die noch zart und dünn,

ber so leuchtend grün waren, wie später im Jahre nicht  
lehr, duftende Beichen ihre Köpfe hervor, während  
ngstenglige Himmelschüssel und zierliche Mai-  
böckchen auf sie herabnickten. Morgentau lag in Mil-  
onen glisender Perlen auf Blüten, Knopen und  
Stättern. Vor all der Pracht stand an der Hausthür  
in junges Paar, das sich umschlungen hielt und mit  
öhlichen Augen in die Welt sah. Es waren Ernst  
Beber und Lene — seit wenigen Tagen sein Weib.

"Hörst du," jagte er, nach einem Haje busch voll  
elblicher Käzchen zeigend, auf dem eine Amsel ihr  
Norgenlied sang, "die hat sicher im vergangenen  
jahre drüben bei deiner Tante im Garten ihr Nest  
ehabt. Wenn ich wühmorgens bei euch vorbei zur  
Arbeit ging, dann hörte ich jedes Mal eine Amsel  
mingen. Jetzt ist sie mit ihrer Lene mitgezogen, da-  
nit sie doch was von zu Hause bei sich hat."

"Was von zu Hause!" wiederholte die junge Frau  
angsam. "Die Lene hat leider wenig von daher zu  
wir mitnehmen können. Hätte der Herr Pfarrer  
die Kernticht dazumal g-gen iuren Willen ihre Habseligkeiten  
überwom Herrn Vetter abgeholt, dann wäre sie arm wie  
eine Kirchenmaus zu dir gekommen."

"So thut es dir wohl doch noch leid um die ent-  
zangene Erbschaft?"

Sie schüttelte den Kopf. "Und doch quält es mich  
zuweilen, daß ich so gar nichts habe."

"Wenn du jetzt reich wärst, wärst du des Rüffers  
Frau," meinte er. "Dann hät' er dich, anstatt  
seiner Jesigen, der bissigen Wirtstochter, und ich —  
ich — wär' allein. Was wollen wir ums Geld  
sorgen? Glücklich, so mein' ich, bist du doch — gelt?"

Sie nickte. Der Schatten, der sich vorher auf ihre  
Stirn gelagert, war verschwunden. "Ich hab's halt  
nicht gewußt, daß man auch ohne Geld so recht von  
Herzen glücklich sein kann," sagte sie leise. "Keiner  
hatte mich's gelehrt, ich muß't erst lernen. Wenn  
man sich nur lieb hat, das ist die Hauptsache."



### Der treulose Maler.

Wer sich die Bilder genau anschaut,  
die der Hinkende hier vornweg  
gesetzt hat, meint gleich, daß in der  
Geschichte ein Engel und ein Teufel  
vorkommen müssen; und so ist's auch!  
Es ist eine Engels- und eine Teufels-  
geschichte. Ein Engel und ein Teufel  
kämpfen um ein armes Menschen-  
kind. Wer aber gewinnt, das wird

sich bald zeigen.

Der Hinkende kam letztlich, als er auf der Reise  
war, um seine Kalender abzugeben, auch in ein kleines,  
sauberes Landstädtchen. Gleich beim Eingang stieß  
er auf ein altes, weißhaariges, zusammengeschrumpftes  
Mannlein, das dabei war, die Straßen abzukehren.  
"Es macht Staub, Großvater," meinte der Hin-  
kende. "Und ist das Geschäft nicht etwas zu mühsam  
für Euch?"

"Ach, man macht eben, was man kann. Zur Not  
bring' ich's ja noch fertig, aber müde wird man freilich  
dabei. Wenn man erst alt ist, dann fällt alles schwer."

Den Hinkenden, wie er nun einmal ist, dauerte  
das Männlein. "Wie wär's, wollt Ihr nicht ein  
Viertelchen Wein trinken? Kommt gleich mit und  
zeigt, wo man einen guten haben kann!"

"Recht gern," sagte der Alte und trippelte voran.  
In der Wirtschaft trank er dann sein Viertel; es litt  
ihn aber nicht lange, bald brach er wieder auf: "Ich  
danke auch recht schön! Aber ich muß wieder gehen;  
ich darf nicht zu lange von der Arbeit bleiben."

Der Hinkende hatte es weniger eilig; er blieb  
sitzen und fing ein Gespräch mit der schmucken Wirtin  
an. "Auch ein armer Mann," sagte er zu ihr, "daß  
er bei dem hohen Alter noch die Straße kehren muß."

"Wahr ist's," erwiderte die Wirtin und schwenkte  
die Schoppen munter aus, "wahr ist's, er hat ein  
saures Brot auf seine alten Tage. Mitunter, wenn  
ich ihn zuschaue, wie er mit aller Mühe die Straße  
sauber bringt, will einen so etwas wie Bedauern  
ankommen; aber — es hält nicht! Denn wenn ich  
gleich immer lebhaftig das arme, gute Anneli vor  
mir stehen, daselbige, das durch ihn so arm und  
so elend geworden und das so früh hat sterben müssen  
— nur seinerwegen! Nein, dann kann ich in Gottes  
Namen kein Mitleid mit ihm haben."

"So steht's? Frau Wirtin, die Geschichte muß  
Sie erzählen! Das ist etwas für den Kalender."